Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 212. **Donnerstag** den 27. April 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. April.

Der **Reichstag**, der gestern den in der vorigen Woche ausgefallenen Schwerinstag nachholte und socialpolitische Anträge aus dem Hause berieth, war trotzdem wieder sehr schlecht besucht; der Tisch des Bundesrathes war sogar ganz verödet. Nur auf ganz kurze Zeit — zufälligerweise (?) während einer Rede des Abg. v. Stumm — erschien der Director im Reichsamt des Innern v. Woedtke, ohne jedoch das Wort zu ergreifen. Wenn die Regierung ihre Werthschätzung der Initiativanträge des Hauses im Allgemeinen und der socialpolitischen im Besonderen auf solche Weise bekundet, so giebt sie den „Reichsfaulen" einen bequemen Vorwand für ihre Pflichtversäumniß. Gestern aber war die Verödung des Bundesrathstisches besonders beklagenswerth. Es handelte sich um einen Centrumsantrag auf Errichtung von Arbeitskammern und einen Antrag Rösicke-Pachnicke auf Errichtung eines Reichs-Arbeitsamts. Zu dem erstgenannten Antrag hatten die Abgg. Frhr. v. Heyl und Gen. einen Zusatzantrag gestellt, der die Zuständigkeit der Gewerbegerichte auf die Fabrikbetriebe ausgedehnt sehen will, während der Abg. Pachnicke noch die Anerkennung der Berufsvereine forderte. Es war vorauszusehen, daß es über diese Anträge zu lebhaften und scharfen Debatten kommen würde und daß besonders die Antragsteller mit dem Abg. v. Stumm scharf aneinander gerathen würden. Und es lag ferner auf der Hand, daß diese Debatten und Zusammenstöße wohl über die Stellung der Fractionen zu der Frage der Weiterführung der socialen Reformpolitik einige Klarheit verbreiten, die Stellung der Regierung aber völlig im Dunkeln lassen würden, wenn die Reichsboten „unter sich" blieben. Eine Klarheit ist allerdings besonders insofern erwünscht, als sie völlig das Gerücht zerstreut, der nationalliberale Abg. v. Heyl habe vor einiger Zeit die süddeutschen Fractionsgenossen um sich vereinigt und mit ihnen sich dahin geeinigt, einen Stillstand in der socialpolitischen Reformgesetzgebung herbeiführen zu helfen. Sein Antrag und seine und Dr. Bassermann's Reden, die wir, sobald der stenographische Bericht vorliegen wird, ausführlich mittheilen werden, beweisen, wie unbegründet jene Gerüchte waren. So werthvoll ihre Zerstreuung aber auch sein mag, ungleich werthvoller wäre eine Erklärung vom Regierungstische gewesen. Eine solche hätte vielleicht dazu beigetragen, die Schärfe der in der Debatte zu Tage tretenden Gegensätze zu mildern. Es ist selbstverständlich, daß die Vertreter verschiedener Ansichten um so schärfer aneinander gerathen, je mehr sie sich darauf beschränken müssen, ihr „Princip" zu vertheidigen, und je weniger sie wissen, wie der reale Boden aussieht, auf den der Machtfactor der Regierung sich stellt. Hoffentlich erfährt man das am nächsten Schwerinstage, wenn die gestern abgebrochene Debatte fortgesetzt wird. Hoffentlich wirkt auch die scharfe Mahnung, welche die „Nat.-lib. Corr." heute an diejenigen, die in erster Linie für die Beschlußfähigkeit des Hauses zu sorgen haben, richtet, günstig auf die Theilnahme der Mitglieder ein. Sie lautet:

„Die Klage des Reichstagspräsidenten über die fortgesetzte Beschlußunfähigkeit des Reichstags und die dringende Mahnung an die abwesenden Mitglieder, sich doch endlich in Berlin einzufinden, sind, wie ein Blick in den Sitzungssaal zeigt, ungehört verhallt. Die Bänke sind so leer wie bisher und die Last der Plenarberathungen bleibt nach wie vor auf den Schultern der Wenigen, die sich verpflichtet fühlen, weil sie das Plenum doch nicht verwaisen lassen können, auch noch 3—4 Stunden nach mühsamer Commissionsarbeit den Reden von der Tribüne standzuhalten. Wie bedrückend dieses Schauspiel wirkt, geht daraus hervor, daß selbst die klericale Presse, die bisher der Kritik dieser Vorgänge nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen ist, sich nun daran betheiligt. Allerdings in einer Art, die eine Besserung dieses heillosen Zustandes nicht verspricht. Denn, wenn man ein Uebel beseitigen will, muß man an die Wurzel gehen: mit der berühmten Diagnose, daß die Armuth von der „Bohemien" herkomme, ist diese parlamentarische Krankheit nicht zu curiren. Die Beschlußunfähigkeit, so äußert sich zum Beispiel die „Kölnische Volkszeitung", ist nicht dem „Reichstag" als solchem zum Vorwurf zu machen, noch diesem Reichstag, sondern nur den Abgeordneten, die bei ihren heimischen Herdfeuern bleiben, und schließlich den Wählern! Diese aber trifft die Hauptschuld, denn „warum" haben sie solche Abgeordnete gewählt, die nicht die genügende Rücksicht auf die Würde des Reichstags nehmen, wo doch diese wie die Rücksicht auf das Reich und das Volk gebieterisch nur Abgeordnete verlangen, welche wenigstens durch stetige Anwesenheit in Berlin die Geschäfte des Reichstags fördern? Mit dem Trost, daß nur der „Wähler" für diese Misere verantwortlich zu machen sei, können sich ernsthafte Leute nicht abfinden. Die Geschäftsführung des Reichstags liegt in den Händen eines klerikal-conservativ-freisinnigen Präsidiums. Daraus ergiebt sich ganz von selbst, daß die Parteien, die ihre Vertreter auf diesen verantwortungsvollen Posten geschoben, damit auch die Verpflichtung übernommen haben, für eine beschlußfähige Besetzung zu sorgen. Aber wie sich tagaus tagein die Tribünenbesucher überzeugen können, einigermaßen besetzt sind nur die Sitze der Nationalliberalen und der Socialdemokraten. Rechts sind die meisten Bänke leer, und die Sitze des Centrums und der ihm nächstfreundlichen Parteien sind nur dann gefüllt, — wenn entweder der Jesuitenantrag durchzudringen ist oder das Bedürfniß, dem Reiche eine vitale Forderung zu verweigern, alle centrifugalen Kräfte mobil macht. Es ist kein Urtheil, sondern eine Thatsache, daß die Beschlußunfähigkeit des Reichstags chronisch geworden ist, seitdem das Präsidium und damit die oberste Leitung der Geschäfte in klericale Hände hinübergegangen ist. Diese unter der Centrumsleitung stehenden Reichstage sind es, die von diesem Uebel fortgesetzt heimgesucht werden. Diese Thatsache darf sich das deutsche Volk nicht verschleiern lassen, wenn es einmal besser werden soll."

Das Organ der **socialdemokratischen** Partei in Hannover fordert, wie schon berichtet, die Parteigenossen auf, bei der am nächsten Dienstag stattfindenden Stichwahl in Melle-Diepholz für den **welfischen** Candidaten zu stimmen, und auch das Berliner Centralorgan der socialistischen Partei verkündet triumphirend: „Die Socialdemokraten des Kreises werden geschlossen für den Welfen eintreten". Wenn man nicht im nationalen Interesse wünschen müßte, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge in der Provinz Hannover erhalten bleibt, so könnte man es den Socialdemokraten nur gönnen, daß die welfischen Agitationen sich verwirklichten. Das siegreiche Welfenthum würde dann den Socialdemokraten schon zeigen, weß Geistes Kind es ist. Wie zu den Zeiten der Boeries, Platen und Kielmanndegg in der Mitte der 50er Jahre würde die Freiheit der Presse unterdrückt, die Justiz bevormundet, die Verfassung annullirt werden. Mit den „Genossen" und ihren Parteiorganen würde kurzer Proceß gemacht werden, während sie sich unter der Herrschaft des preußischen Regiments in Hannover ungehindert bewegen können. Die politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Anschauungen des stark reactionären Welfenthums sind den socialdemokratischen Anschauungen in allen Dingen schnurstracks entgegengesetzt. Nur in einem Puncte berühren sich der welfische feudale Baron und der „Genosse" mit der Vollemilze: in dem Hasse gegen das bestehende deutsche Reich. Und dieser Haß reicht vollkommen aus, um die Sechsdemokraten alle Unterschiede vergessen und sie welfische Reichstagscandidaten unterstützen zu lassen, gegen wen immer es auch sei.

Nicht blos von englischer Seite, sondern auch von demokratischer österreichischer Seite werden allerhand Versuche angestellt, das Verhältniß Deutschlands zu Rußland zu verschlechtern. Man kann es wenigstens nur als einen derartigen Versuch ansehen, wenn das „Neue Wiener Tagblatt" die bereits im heutigen Morgenblatte erwähnte Meldung bringt, der **deutsche Kaiser** wolle am Tage des Zusammentritts der **Abrüstungsconferenz** eine **Amnestie für alle politischen Verbrechen** erlassen, um dadurch zu documentiren, wie sehr er mit dem hochherzigen Gedanken des russischen Kaisers sympathisire. Es versteht sich von selbst, daß diese Mittheilung auf Erfindung beruht. Erstens nämlich steht die Amnestie politischer Verbrecher nicht im geringsten inneren Zusammenhang mit der Friedensconferenz, bei der es sich um die Verbesserung der internationalen Beziehungen, nicht um eine treuga dei im Innern handelt. Zweitens wäre es sehr die Frage, ob der russische Kaiser einen Act der Gnade gegenüber politischen Verbrechern als ein Zeichen der Sympathie mit seinen Anschauungen ansehen würde. Gerade in Rußland springt man mit politischen Verbrechern nicht sehr milde um, und deshalb würde man auch dort kein Verständniß dafür haben, wenn andere Staaten, noch dazu ohne jeden Anlaß, solche Milde walten lassen wollten. Es wäre interessant, wenn sich feststellen ließe, wer diese Nachricht in das Wiener Blatt hineinlancirt hat. In gewissen österreichischen Kreisen möchte man es wohl ganz gern sehen, wenn zwischen Deutschland und Rußland eine Verstimmung einträte, und diese zu erzielen, scheint in der That die Absicht des Gewährsmannes des Wiener Blattes zu sein. In diesem Falle wäre Deutschland nicht in der Lage, jederzeit zwischen Oesterreich und Rußland optiren zu können, und dies in Wien zu verstehen zu geben, wie zur Zeit der berüchtigten Rede des Grafen Thun und gelegentlich der schärfer hervortretenden tschechischen Intriguen gegen den Bestand des Dreibunds. Wenn das österreichische Blatt seine hiermit gekennzeichnete Notiz mit der Bemerkung einleitet, daß der deutsche Kaiser die Bemühungen einer auf die Zerstörung der deutsch-russischen Freundschaft gerichteten Hintertreppenpolitik durchkreuzen wolle, so weiß man nicht, ob man diese Einleitung als eine Infamie oder als eine Selbstpersiflage oder endlich als eine Dummheit ansehen soll. Denn es ist ja nicht ausgeschlossen, das das Wiener Blatt bona fide handelt und daß ihm ein Kuckuksei in das Nest gelegt worden ist.

Die Angriffe, die von **klericaler tschechischer** Seite gegen den Fürstbischof Dr. Kopp wegen Begründung eines deutschen Priesterseminars gerichtet werden, veranlassen einen österreichischen Feldmarschall-Leutnant a. D., in der Wiener „N. Fr. Pr." folgende Darlegung zu veröffentlichen:

„Ich war jahrelang in Königgrätz und Budweis in Garnison und habe das in der Nähe gesehen. Einmal sprach ich mit dem damaligen Bischof Hais, der ein sehr wohlwollender, versöhnlich gesinnter Herr war. Er sagte, er bedauere es ja selbst, in deutsche Pfarren tschechische Priester senden zu müssen, aber er habe keine oder doch viel zu wenig deutsche Priester. Warum aber? Weil den Deutschen die Existenz in den ganz tschechischen Seminarien unleidlich gemacht wird. Das wird jetzt noch viel ärger sein als damals und die Errichtung ganz getrennter deutscher Seminarien, wie es Cardinal Kopp thut, ist das einzige Mittel dagegen. Die Sache hat aber nicht allein eine nationale und politische, sondern auch eine rechtliche Seite. Die tschechischen Geistlichen tschechisiren die Namen, also fälschen die Namen und die Matrikeln. Daher die vielen Sulc, Solc, Sufir, Snajde, Subrt u. s. f. Das kann für die Betreffenden unter Umständen recht unliebsame Folgen haben, ist aber (so unrecht es ist) ein ganz wesentliches Tschechisirungsmittel der Matrikelführer."

Das sind ja recht erbauliche Enthüllungen. Daher stammen also die vielen deutschen Namen mit tschechischer Endung in Böhmen. Hoffentlich wird man im Ministerium zu Wien auf Grund dieses glaubwürdigen Zeugnisses gegen die Fälscher einschreiten.

Nach den „Times of India" soll, wie gemeldet, **Rußland** ein Recht auf einen **Hafen am Persischen Meerbusen** erworben haben, von dem es, wenn es ihm beliebe, Besitz ergreifen könne. Der in Frage stehende Hafen sei Bender Abbas. Nachrichten aus englischer Quelle über Rußlands Vorgehen in Asien sind aus leicht begreiflichen Gründen stets mit einiger Vorsicht aufzunehmen, das gilt auch von der gegenwärtigen. Die Vermuthung liegt, wie die „Münchner Allg. Ztg." wohl zutreffend meint, nahe, daß es sich hier nur um einen Fühler gewisser englischer Kreise handelt, um hinter die wahren Pläne Rußlands zu kommen. Ueberdies wäre ein solcher entscheidender Vorstoß Rußlands gerade im jetzigen Zeitpunct, kurz vor dem Zusammentritt der vom Zaren einberufenen Abrüstungsconferenz, unwahrscheinlich. Er würde einen bewaffneten Zusammenstoß zwischen beiden Mächten erheblich näher rücken. Hiervon abgesehen, würde eine derartige russische Unternehmung an und für sich freilich nur als eine durchaus natürliche Consequenz der bisherigen asiatischen Expansionspolitik Rußlands erscheinen. Wie es für das sibirische Verkehrssystem einen Ausgang zum Stillen Ocean suchen mußte, so muß es auch auf frühere oder spätere Herstellung einer Verbindung seiner centralasiatischen Besitzungen mit dem nächstgelegenen Weltmeere, dem Indischen Ocean, bedacht sein. Das großartige System der transkaspischen Bahnen endet doch, nach Süden zu, vorläufig im todten Winkel und kann zu einer Hauptader im Weltverkehr nur werden entweder durch eine Verbindung mit dem anglaindischen Bahnnetz oder aber durch Schaffung eines Ausweges zum Arabischen Meer, beziehungsweise Persischen Golf quer durch Persien. Ersterer Verbindung steht außer den gewaltigen Naturhindernissen besonders die Schwierigkeit entgegen, zu einem Einvernehmen mit England zu gelangen. Auch Persien bietet für eine Durchquerung mit Schienenwegen mächtige Hindernisse und auch hier hätte Rußland mit der Rivalität Englands zu kämpfen. Aber man bliebe doch außerhalb des englischen Gebiets. Daß man in russischen Kreisen thatsächlich seit längerer Zeit mit persischen Bahnbauprojecten umgeht, ist bekannt, aber die Ausführung liegt aus mannichfachen Gründen noch in weiterer Ferne, nicht zum Wenigsten deshalb, weil Rußland vorläufig noch mit dem Ausbau der sibirischen Bahn genug zu thun hat. Immerhin wäre es kein unrationelles Verfahren, sich vorerst wenigstens eine geeignete Endstation für einen transpersischen Verkehrsweg zu sichern. Bender Abbas, eine Hafenstadt von gegen 10 000 Einwohnern, liegt an der Nordküste der Straße von Hormus gegenüber dem nordöstlichsten Vorsprunge der arabischen Halbinsel, hatte ehemals einen sehr bedeutenden und auch heute noch einen

Feuilleton.

Errungen.

15] Roman von M. Buchholtz.

Nachdruck verboten.

In stiller Einförmigkeit waren die Tage für die Bewohner von Domnika dahingegangen, in unermüdlicher Pflege hatte Greta Tag und Nacht am Krankenbett der Mutter gewacht, und sah mit froher Hoffnung, wie sich ihr Befinden in den letzten Wochen leise, ganz leise zu bessern anfing. Sie durfte jetzt hin und wieder ihr Bett verlassen; wenn die Kräfte freilich auch nicht weiter reichten, als die wenigen Schritte bis zu dem Lehnstuhl an ihrem Fenster zu machen, so war es doch immerhin ein Fortschritt, wie auch die zuerst so schwer verständliche Sprache sich entschieden gleichfalls sehr gebessert hatte.

Herr von Tarden war in der ersten Zeit der Krankheit seiner Frau weit häuslicher als sonst gewesen, aber nun ging er wie vorher seinen Beschäftigungen und Vergnügungen nach und war er daheim, dann war er von einer so leicht gereizten Stimmung, daß Greta oft verzagte, dazu die quälende Angst, daß die tiefe Verstimmung des Vaters hauptsächlich aus ihn bedrückenden Geldsorgen entsprang. Ach, es war nicht leicht, und gar oft weinte sie sich in den Schlaf. Ihre einzige Auffrischung war in dieser Zeit Ransau, der in nie ermüdender Aufmerksamkeit ihr die kleinsten Wünsche abzulauschen schien und an dessen heiterem Zuspruch sie immer wieder neue Kraft schöpfte. Er wußte ihr alle Wirthschaftssorgen fern zu halten, und der Gedanke, daß unter seiner Hand Alles in guter Hut war, ließ sie nach dieser Richtung hin ruhig und wohlgemuth sein. Dies Gefühl des Vertrauens, das sie vom ersten Augenblick Ransau gegenüber gehabt hatte, wuchs von Tag zu Tag zu ihm.

Den Fürsten hatte sie nur einmal, ganz in der ersten Zeit der Erkrankung ihrer Mutter, wiedergesehen. Sie war zufällig in das Zimmer gekommen, in dem er mit dem Vater gesessen, als er am Tage nach der Reitpartie nach Domnika herübergekommen war, um sich persönlich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Da hatte sie nicht umhin gekonnt, einige Worte mit ihm zu wechseln, aber sie begriff nicht, was ihn dazu antrieb, plötzlich von solch liebenswürdiger Zuvorkommenheit zu sein. Sie traute ihm nicht. Seine Worte: „ein hübsches Mädel, celà me va, da sieht man über die Eltern weg!" tönten ihr noch immer in den Ohren und ließen sie seine jetzige Handlungsweise danach beurtheilen.

Anders faßte Herr von Tarden das Entgegenkommen des Fürsten auf. Daß es ihm nicht gelte, das sagte er sich. Natürlich merkte er, daß Jener, wie man sich eben in ein schönes Mädchen verliebt, sich in Greta verliebt hatte, ohne weitere ernste Absichten zu hegen. Ihm war das aber lieb, denn bei seiner augenblicklichen sehr bedrängten Lage konnte der junge, reiche Mann ihm nur von großem Vortheil sein, und so war er auch nicht blöde, bei einer der nächsten Gelegenheiten ihn um ein größeres Darlehn zu bitten, das er natürlich in der nächsten Zeit zurückzuerstatten versprach. Mit entgegenkommender Liebenswürdigkeit hatte der Fürst diesen Wunsch erfüllt. Den Vater des schönen Mädchens sich zu verbinden, war ihm lieb; das machte auch sie ihm gegenüber wohl liebenswürdiger und zugänglicher. Leider war die Krankheit der Mutter einem Wiedersehen mit ihr sehr hindernd, aber die mußte ja vorübergehen.

In der Zwischenzeit amüsirte er sich auch ohne sie ganz gut. Seit seiner Anwesenheit in Schloß Rahdenau kam man aus den Vergnügungen gar nicht mehr heraus. Bald waren es kleine Diners oder Jagden, zu denen die Damen später folgten, aber kleine Tanzvergnügungen, kurz der Fürst hatte mit seinem jeglichen Vergnügungen so genetzten Sinn Alle angesteckt, und eine rege Geselligkeit hatte sich in H . . . und Umgegend entfaltet, wie man sie bisher hier kaum gekannt hatte.

Hella schwamm vergnüglich in dem munteren Treiben obenauf. Sie ließ sich vom Fürsten den Hof machen, dachte mal sehnsüchtig an Stanislaus, konnte sich jedoch noch immer nicht entschließen, ihm sein Wort zurückzugeben, und verschob es von Tag zu Tag.

Gräfin Zittberg nahm die versteckten, ebenso wie die ziemlich unverblümten Andeutungen ihrer Bekannten über die wohl bald bevorstehende Verlobung Hella's mit Fürst Dietrich Rahden sehr gnädig auf, lächelte gütig und geheimnißvoll, und sagte mit unnachahmlicher Würde: „Gott, Hella ist noch ein Kind und denkt in ihrer süßen Unbefangenheit sicher noch an kein Verlaben!"

Es war am Nachmittag eines Novembertages, als Fürst Dietrich in seinem Schaukelstuhl saß, einen Brief, den er soeben gelesen, zusammenfaltete, dann den Kopf an das Kissen des Stuhles lehnte und gedankenvoll vor sich hinstarrte. Nach einigen Minuten stand er auf, nahm seine Mütze und Flinte und pfiff seinem Hunde. „Komm, Diana", sagte er, „wir wollen noch ein bißl'l hinausgehen. Die Mutter hat Recht, ein Junggeselle führt ein langweiliges Leben und ist nur ein halber Mensch."

Langsam sinnend schritt er, von dem Hunde gefolgt, einen schmalen Feldweg dem Walde zu, während er noch immer in Gedanken die Worte der Mutter bedachte, die sie ihm heute geschrieben, und in denen es deutlich zwischen den Zeilen zu lesen war, was er aus ihren Worten vor seiner Abreise schon gemerkt hatte, nämlich, daß sie sehnlichst wünsche, er solle sich verloben — und zwar mit Hella von Zittberg verloben.

„Ein niedliches Mädel, ja", sagte er schließlich laut. „Aber ich weiß nicht, zehn solche Mädel für eine Greta!"

Er lehnte sich an einen Baum und sah in den nebligen Wald hinein, von dessen Aesten die Wassertropfen niederfielen, gleich als weinten die Bäume, daß sie nun, all ihres Schmuckes beraubt, so kahl dastehen mußten.

Des Fürsten Gedanken beschäftigten sich, wie oft in diesen letzten Wochen, wieder mit Greta, die er nur selten gesehen, und deren Bild sich doch in sein Herz gestohlen hatte, wie bisher kein anderes einer Frau. Worin bestand eigentlich der Zauber dieses Mädchens, das ihn so kühl und abweisend behandelte, wie er, der reiche, junge Mann, es nie gewohnt war? Wo hatte er im Anfang nur seine Augen gehabt, daß er gemeint, er könnte ihr anders begegnen, da man ihn erzählt, daß ihre Eltern kein besonderes Ansehen genossen. Ja, wäre Hella Greta, gern, noch heute würde er hingehen, um ihr seine Freiheit zu opfern und Alles zu Füßen zu legen, was er besaß. Aber so? Nun ja, er machte ihr den Hof; aber wie forderte sie ihn auch dazu heraus, und den Hof machen und heirathen, das ist doch zweierlei. Wie er so stand und sann, da sah er, wie sein Hund, der zu seinen Füßen im feuchten Moos lag, plötzlich die Ohren spitzte und gespannt nach einer Richtung schaute, aus der er, seinem Blicke folgend, Greta heraustreten sah, die ihn augenscheinlich nicht gesehen hatte und mit leichten Schritten gerade auf ihn zukam. Die frische Luft hatte ihre Wangen geröthet, und der kleine, braune Filzhut, der zu dem einfachen Costüm aus gleicher Farbe paßte, stand ihr vorzüglich.

Des Fürsten Herz schlug schneller. Wie schön sie war, wie wunderschön! Sei es im Hauskleide oder in Balltoilette, zu Pferde oder zu Fuß, immer vornehm und chic und von einer stets ihn von Neuem entzückenden Lieblichkeit. Als sie schon ganz dicht neben ihm stand, ließ sie das leise Knurren des Hundes aufmerken und sich umschauen, und unwillkürlich fuhr sie zusammen, als jetzt der Fürst, der tief seinen Hut vor ihr zog, vor sie hintrat.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Sie erschreckt habe, es lag nicht in meiner Absicht."

„O", entgegnete Greta, „ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mich verleiten ließ, auf fremdem Boden spazieren zu gehen. Es war so wunderbar still und geschützt im Walde, daß ich weiter und weiter ging, ohne darauf Acht zu haben, daß ich längst den Rahdenauer Wald betreten hatte."

„Sie werden mir auch ohne Versicherung glauben, gnädiges Fräulein, daß ich mir den Vorzug, Sie in meinem Walde begrüßen zu dürfen, hoch anrechne. Ist mir doch die Ehre, Sie zu sehen, schon lange nicht zu Theil geworden!"

Greta's Augen, die zuerst verwirrt geblickt hatten, sahen nun schon wieder ernst und fremd den Fürsten an, und in ihrer, ihm gegenüber stets festgehaltenen abweisenden Art sagte sie:

„Das ist natürlich, da mich meiner Mutter Pflege in Anspruch nimmt und ich mir nur jeden Tag auf des Arztes Wunsch einen Spaziergang gestatte, den ich heute über Gebühr ausgedehnt habe! Jetzt muß ich aber eilen, nach Hause zu kommen", und mit einer leichten Verneigung wollte sie sich zur Rückkehr wenden, als der Fürst an ihre Seite trat und bat:

„Auf meinem eigenen Grund und Boden habe ich wohl das Recht, an Ihrer Seite zu bleiben, mein gnädiges Fräulein", und ohne eine Zustimmung ihrerseits abzuwarten, begann er neben ihr hinzuschreiten und von Diesem und Jenem zu plaudern.

Greta hätte ihm am liebsten gerade herausgesagt, wie unerwünscht ihr seine Begleitung war. Nach dem Befinden ihrer Mutter fragte er heute wieder nicht, natürlich! Und mit wie dreisten Blicken er sie anschaute!

„Das Mädel ist hübsch, celà me va, über die Eltern sieht man hinweg!"

Es klang ihr immer in den Ohren, und ein Gefühl grenzenloser Erbitterung stieg wie immer bei seinem Anblick in ihr auf und ließ sie seine freundlichen Bemerkungen so kurz wie möglich beantworten. Jetzt endlich nach einer längeren Pause fragte er:

„Pardon, ich vergaß unverantwortlicher Weise bisher nach dem Befinden Ihrer Frau Mutter zu fragen, wie geht es ihr?"

„Danke, besser!" klang es lakonisch zurück, während ein ironisches Lächeln um ihren Mund spielte.

Der Fürst, der seinen Blick nicht von ihr trennen konnte, bemerkte dieses spöttische Lächeln sehr gut und fragte, durch ihr ihn unbegreiflich abweisendes Wesen gereizt, geradezu:

„Meine Begleitung, gnädiges Fräulein, scheint Ihnen im höchsten Maße unerwünscht zu sein, und ich zermartere mir den Kopf, wodurch ich mir Ihre Ungnade zugezogen habe, da ich mir keines Unrechts bewußt bin, im Gegentheil mich bemüht habe, Ihren Wünschen entgegen zu kommen!"

„Ich habe weder Wünsche geäußert, noch Ihre Aufmerksamkeit beansprucht!" entgegnete Greta herb.

SLUB
Wir führen Wissen.